



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Der Roman

**Keiter, Heinrich
Kellen, Tony**

Essen, Ruhr, 1912

4. Die Darstellung der Umwelt und der Natur.

urn:nbn:de:hbz:466:1-33498

himmelblau mit Silber garnierte Atlastapete trug. Dem Mittelfenster gegenüber befand sich der Eingang zu einer Gemäldegalerie, vor welchem ein Pianoforte von Schröters neuester Bauart stand und das Feld des Kampfes bezeichnete. In den beiden Zwischenwänden, welche die drei erwähnten Türen begrenzten, waren in roter Nische auf schwarzen Marmorsäulen die Büsten Augusts des Starken und Ludwigs XIV. aus farrarischem Marmor aufgestellt und rings an den Wänden schwer vergoldete Sessel, die bereits von Gästen in mannigfachen Gruppen eingenommen wurden, während drei Divans mit schwellenden Kissen, dem Instrument gegenüber in der Gegend des Mittelfensters, die Bestimmung hatten, den König, die Königin und den Kurprinzen aufzunehmen. (Brachvogel: „Friedemann Bach“, S. 20.)

Diese Beschreibung ist mehr an den Verstand, als an die Phantasie gerichtet. Sie mag historisch treu sein, ja, ein Kenner der Klaviere mag sich sogar eine genaue Vorstellung von jenem Flügel machen können, der „nach Schröters neuester Bauart konstruiert“ war, aber kein Leser wird den g a n z e n Saal lebendig vor Augen haben. Und ihn in aller Anschaulichkeit darzustellen, war doch Aufgabe des Dichters.

Nebenbei sei hier bemerkt, daß historische Anspielungen und Vergleiche eine solche Beschreibung noch unkünstlerischer machen, weil dann zu ihrem Verständnis noch ein anderes als das bloß ästhetische Auffassungsvermögen nötig wird. So z. B. in obigem Beispiel die Anspielung auf Schröter.

4. Die Darstellung der Umwelt und der Natur.

Was die U m w e l t betrifft, so haben wir bereits bemerkt, daß sie nur soweit geschildert werden soll, als sie für die Handlung oder mit Rücksicht auf ihren Einfluß auf die Hauptpersonen von Bedeutung ist. Ein echter Dichter wird uns hierbei manche kleine Einzelheiten vorführen können, die bei weniger geschickten Dichtern platt und nüchtern klingen oder uns völlig überflüssig erscheinen.

Einen breiten Raum nehmen in Frenssens „Jörn Uhl“ die alltäglichen Vorkommnisse ein: die Wirklichkeiten des Daseins, alle die Sorge um das tägliche Brot, die das Volk bewegt, der Handel und Wandel, Geld und Gut, Schulden und Hypotheken, Sparkasse und Zinsen, Pfannenkuchen und Klöße, Fohlen und Kälber. „Und doch, meint Dr. Linde, trifft

die Bezeichnung „deutsch“ nicht ganz, auch „niederdeutsch“ gibt das Wesentliche noch nicht voll wieder. Es ist mehr als das. Wie um die Goethe'schen Gestalten in all ihrer Deutlichkeit noch der Tempelhauch griechischer Plastik weht, so weht um diese königlichen Gestalten im Bauerngewand etwas wie germanische Höhenluft. Es ist etwas Germanisches in ihnen, nicht etwa altertümelndes teutsches Wesen, es sind nicht Puppen, denen ein aus Büchern erkügeltes, schlechtstuhendes Gewand umgeworfen ist, sondern es sind ganz moderne Menschen, in deren Adern das Erbe der Urzeit lebendig rinnt, unbewußt, wie in dem Dichter, dem Kinde des Volkes. Er sieht und fühlt germanisch.⁴⁵⁾

Die Romandichter sollen nicht versäumen, an den Stellen, wo es angebracht ist, die Stimmungen der *Natur* in getreuen Schilderungen wiederzugeben. Sie brauchen sich nicht an das Beispiel Fieldings zu kehren, der es verschmäht, eine Gegend zu beschreiben, weil „die, welche die Gegend nicht sehen, nach einer Beschreibung sich eine Vorstellung davon doch nicht machen können“. (Tom Jones IX. 2.) Das ist natürlich völlig irrig.

Man hüte sich aber vor zu umfangreichen und vor unnötigen *Landchaftsschilderungen*. Über ihre Berechtigung sind bereits einige Winke gegeben; hier sei nur bemerkt, daß sie auch da, wo sie erlaubt sind, den Gesetzen der Kunst entsprechen müssen. Diese aber verlangen, daß die Außenwelt in anschaulichster Weise dargestellt wird.

Die Darstellung der Natur, der Naturereignisse und landschaftlichen Schönheiten ist nur dann berechtigt, wenn sie die Natur in Beziehung zum Menschen setzt. Sie darf nie isoliert stehen, denn an sich hat sie durchaus keine Berechtigung, wie ja überhaupt das Kunstwerk nichts enthalten darf, was nicht unlösbar mit der Handlung verbunden ist. So ist z. B. die Schilderung des Gewitters in der „Verlorenen Handschrift“ durchaus am Platze, weil eben das Gewitter tätig in den Gang der Handlung eingreift.

Innerhalb dieser Beschränkung ist es die Aufgabe des Dichters, mit vollster Anschaulichkeit zu schildern, er soll daher

⁴⁵⁾ Dr. Richard Linde: Jörn Uhl, ein Gedenkblatt zum 101. Tausend. 1902. S. 5.

nicht die tote Natur (worunter die unbewegte, menschenleere zu verstehen ist), sondern die bewegte, im Auge eines Menschen sich spiegelnde Natur zum Vorwurf nehmen.

Rousseau und Goethe haben die freie Natur gleichsam wiedererobert. Mit welcher Inbrunst schildert Goethe schon in seinem „Werther“ das wonnig-wehmutsvolle Gefühl des Versenkens in das Naturwalten. Werther schreibt im 2. Brief am 10. Mai:

Wenn das liebe Tal um mich dampft und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsternis meines Waldes ruht und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligtum stehlen, ich dann im hohen Grafe am fallenden Bache liege, und näher an der Erde tausend mannigfaltige Gräschen mir merkwürdig werden, wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen den Halmen, die unzähligen unergründlichen Gestalten und Würmchen, der Mücken näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, dies Wehen des Allliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält! Mein Freund, wenn's dann um meine Augen dämmert, und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhen, wie die Gestalt einer Liebenden. — — —

Hier ist also die Natur tätig mit hereingezogen in das Empfindungsleben. Landschaft und Staffage sind bei Goethe ungezwungen und leicht behandelt, ohne vordrängende Prätenfion.

Wie treffend Bernardin de St. Pierre in seinem kleinen Roman „Paul und Virginie“ die Natur geschildert hat, kann man aus dem gewiß maßgebenden Zeugnis Alexanders von Humboldt ersehen. Dieser schreibt in seinem Kosmos⁴⁶⁾:

„Dieser kleinen Schöpfung verdankt Bernardin de St. Pierre den schöneren Teil seines literarischen Ruhmes. „Paul und Virginie“, ein Werk, wie es kaum eine andere Literatur aufzuweisen hat, ist das einfache Naturbild einer Insel mitten im tropischen Meer, wo, bald von der Milde des Himmels beschirmt, bald von dem mächtigen Kampf der Elemente bedroht, zwei anmutvolle Gestalten in der wilden Pflanzenfülle des Waldes sich malerisch wie von einem blütenreichen Teppich abheben. Hier und in der „Indischen Bananenhütte“ sind der Anblick des Meeres, die Gruppierung der Wolken, das Rauschen der Lüfte in den Bambusgebüsch,

⁴⁶⁾ 2. Band, S. 67.

das Wogen der hohen Palmengipfel mit unnachahmlicher Wahrheit geschildert. — Bernardin de St. Pierres Meisterwerk „Paul und Virginie“ hat mich in die Zone begleitet, der es seine Entstehung verdankt. Viele Jahre lang ist es von mir und meinem teuren Freund und Begleiter Bonpland gelesen worden. Dort nun (man verzeihe den Anruf an das eigene Gefühl) im stillen Glanze des südlichen Himmels, oder wenn in der Regenzeit am Strande des Orinoko der Blitz krachend den Wald durchleuchtete, wurden wir beide von der bewundernswürdigen Wahrheit durchdrungen, mit der in jener kleinen Schrift die mächtige Tropennatur in ihrer ganzen Eigentümlichkeit dargestellt ist.“

Willibald Alexis hatte ein inniges Verständnis für die Natur der Mark Brandenburg. Von dem Reiz seiner Landschaftsschilderung sagt der ihm geistesverwandte Landsmann Theodor Fontane: „Eine Sonne auf- oder untergehen, ein Mühlwasser über das Wehr fallen, einen Baum rauschen zu lassen, ist die billigste literarische Beschäftigung, die gedacht werden kann. In jedes kleinen Mädchens Schulaufsatz kann man dergleichen finden; es gehört zu den Künsten, die jeder übt und die deshalb längst aufgehört haben, als Kunst zu gelten; es wird bei der Lektüre von jeder regelrechten Leserin einfach überschlagen und in neunundneunzig Fällen von hundert mit völligem Recht, denn es hält den Gang der Erzählung nur auf. Die Landschaftsschilderung hat nur noch Wert, wenn sie als künstlerische Folie für einen Stein auftritt, der dadurch doppelt leuchtend wird, wenn sie den Zweck verfolgt, Stimmungen vorzubereiten oder zu steigern. Das Muster auch hierfür ist Shakespeare; das gewaltig Unerhörte, das geschieht, ist immer von verwandten Erscheinungen draußen in der Natur begleitet. Wenige haben ihm dies Geheimnis so voll abgelaußt, als Willibald Alexis; am meisten in dem Roman „Isegrim“. Gleich das erste Kapitel ist eine landschaftliche Overtüre zu dem, was kommt. Wir sehen ein märkisches Luch, an dessen einem Rande unser Isegrim auf Haus Iltz wohnt. Auf Meilen hin ein Moorgrund, eine Torfniederung; die ganze Geschichte der Landschaft hier herum knüpft sich an dieses Stück Sumpf und Sand. Hier, vor tausend Jahren, wurde die große Wendenschlacht geschlagen. Die

beiden obeliskenhaften Steine, die „Blutsteine“ geheißen, standen schon damals, als der letzte Krole hier unterlag; dann sahen sie (nach der Fehrbelliner Affäre) die Schweden hier umzingelt und ertränkt und, nachhinkend der Geschichte, schlug auch das Verbrechen immer seinen Weg über das Luch ein und die Blutsteine trugen ihren Namen nicht umsonst. Aber dieser Landschaft liegt jetzt ein grau Gewölk; da, wo die Sonne sich durchzukämpfen trachtet, laufen fahle Streifen über das Grau hin; alles öde, leer; nur eine Krähe sitzt auf dem einen Stein. So das Bild, das die ersten Seiten vor uns entrollen. Und Alles, was geschieht, es stimmt zu dem Ton, den Willibald Alexis hier einleitend anschlägt. Das ist Landschaftsschilderung.“

Meister in künstlerischer Zeichnung der Natur ist auch Spielhagen. Auch er versteht es, die Stimmungen der Natur mit dem Gemütszustande der Person in Wechselbeziehung zu bringen und so auch im Leser, wie es seine Aufgabe ist, ähnliche Empfindungen anzuregen. Die Seele des Menschen legt er in die Natur; in der Natur findet die Person ihre eigene Stimmung in höchster Sinnlichkeit ausgedrückt. Meisterhaft ist in dieser Beziehung jene großartige Szene in den „Problematischen Naturen“, in der der wahnsinnige Berger den geheimnisvoll-erhabenen Gruß an die Nacht richtet. Spielhagen leitet diese Szene in folgender Weise ein:

Die Sonne war bereits untergesunken, aber der westliche Himmel prangte noch in der Glut des Abendrots, von dem ein schwächerer Abglanz selbst den östlichen Horizont rosa färbte. Hier und da blickte eine der schönen Bergkuppen, in Purpurlicht getaucht, dem scheidenden Gestirn des Tages nach; aber in den weiteren Tälern lagerten schon graue Abend Schatten, und weißliche Nebel zogen in den engen Schluchten. Die Tannen, die zu den Füßen der Wanderer ihre grünen Häupter empor hoben, standen starr und still wie eine vor Erwartung atemlose Menge.

Die Natur ist in feierlicher Stille! In jener ehrfurchtsvollen Ruhe, die dem Auftreten eines großen Redners voran geht. Glücklicherweise ist namentlich der letzte Zug gewählt, der die aufragenden Tannen als stumme Zuhörer bezeichnet. Die Darstellung wirkt mächtig auf den Leser. Imponierend steht die hohe Gestalt des Wahnsinnigen vor ihm, der der schweigenden Natur sein schmerzdurchwühltes Herz öffnet. Noch trefflicher aber ist die kurze Andeutung am Schlusse des Hymnus:

„Der rosige Schimmer war von dem Himmel verschwunden, graue Dämmerung breitete sich in den Tälern, in den Wipfeln der Tannen begannen der Abendwind zu flüstern und zu raunen“, wie wenn sie sich erzählen wollten, was eben jene hohe Gestalt in ihrer ekstatischen Aufregung gesagt habe.

Man vergleiche ferner das Gewitter in der „Verlorenen Handschrift“ und Ihes Gemütsstimmung; den Sturm in „Hammer und Amboß“ und seine Wirkung.

An einer anderen Stelle beschreibt Spielhagen eine Landschaft in folgender Weise:

Auf drei Seiten umgeben von dem Grün der Bäume, die ihre schwanken Zweige laubenförmig über den Söller breiteten, blickten sie nach der vierten über den Rand der Parkmauer den Strom herauf und hinab und über den Strom in das weite, reiche Land. Die Sonne war schon hinter die Bäume des Parks gesunken, aber von dem Widerschein des glühenden Westens leuchteten die majestätischen Windungen des Flusses weithin in rosigem Licht und drüben auf den Wiesen und den Feldern junger, grüner Saaten webten die letzten Abendsonnenstrahlen ein zauberhaftes Gespinnst. Dann ertönte das Läuten der Abendglocken überall her aus den Dörfern von nah und fern und allgemach erlosch die Glut in den gräulichen Wassern, weiche blaue Nebel verhüllten die prangende Landschaft, und zuletzt schimmerte nur noch ein Fenster der hohen Kathedrale aus der hl. Stadt, wie das Licht eines Pharos über einem Nebelmeere, bis auch das verschwand, der Abend dunklere Schatten über die Erde breitete und aus dem tiefblauen Himmel die goldenen Sterne hervortraten. („Die von Hohenstein“, S. 51.)

Hier schaut das Auge des Menschen auf die Landschaft und wird von ihr gerührt. Höchst einfach, und doch so reich und schön ist die folgende Schilderung:

Im Tale lagen bereits die Schatten, während oben auf den Bergen die Sonne noch hell glänzte. Man fuhr durch das Städtchen; aus den geöffneten Fenstern klang Musik, es war fröhliches Tummeln in den Straßen, die Mädchen wandelten Arm in Arm dahin, die jungen Männer vereinzelt oder in Gruppen, es gab heiteres Necken, Grüßen und Scherzen; die Alten saßen vor den Häusern, die Marktbrunnen rauschten, und weiter hinauf, die Landstraße am Ufer entlang, war fröhliches Singen. (Auerbach: „Das Landhaus am Rhein“, I. S. 59.)

Die bewegte Natur wird in folgenden Beispielen dargestellt:

Da fuhr ein Feuerstrahl aus der Wolke in den Felsen unter ihm, und aus dem Fels flammte blaues Licht dem Blißschlag entgegen, der Donner krachte, das Felshaupt löste sich und sank in Sprüngen

hinab von der Höhe in das Tal, immer wilder die Sätze und schneller der Sprung, es brach durch den Wald und schlitterte den Stein, bis er in den Gießbach schlug, daß der Gischt hoch gegen Himmel sprühte. (Freitag: „Ingo“, S. 212.)

Der Mond war hinter den Bergen verschwunden, schwarze Nacht deckte die Waldlauben, mit Getöse fuhren die Sturmriesen um die Dächer des Herrenhofes, sie schlugen den eisigen Regen auf die Dächer, schleuderten die Bretter vom First der Halle und stießen brüllend gegen die geschlossenen Tore. (Daselbst, S. 212.)

In diesem Beispiele ist die Naturgewalt personifiziert — daher die Deutlichkeit der Vorstellung.

Diese letzte Art kann durch Mißbrauch sehr leicht Überdruß erregen. So schon an einzelnen Stellen von „Soll und Haben“, am schlimmsten in der „Verlorenen Handschrift“.

Frenssen hat alle Stimmungen des Meeres belauscht und schildert die Nordsee in immer neuen Bildern mit nie erlahmender dichterischer Kraft. Nur eine kurze Schilderung sei hier wiedergegeben:

Sie waren stehen geblieben und sahen über den weiten Strand, von dem der Nebel aufstieg. Langsam hob die Sonne über dem weiten Feld die Decke von Dunst. Mit weißen, starken Händen griff sie in die Wolken, nahm all' den Nebel in ihre heißen Arme, daß er sich in klare Luft wandelte. Ihre Strahlen glitten über die weite, tosende Brandung, da flog das Wasser donnernd auf, viele tausend Wellen hoben sich jubelnd, warfen Millionen schimmernde, weiße Perlenstränge hoch in die Luft und grüßten die Sonne. Ihre Strahlen malten in den Wellentälern metallenen, blaugrünen Schein, und schossen die Mövenscharen, die im eilenden Zug blühschnelle Wendungen machten, im saufenden Flug und verfehlten keine einzige Möve: Da glänzten unzählige weiße Flügel wie Silber im Sonnenlicht. Wer schießt so fein wie Frau Sonne? Mit hellen, weiten Augen schaute sie über das Meer, wo hohe, stolze Schiffe zogen, und auf die Kirchen und Häuser, die fern ringsum am Strand der weiten Bucht standen. Spöttisch lächelnd umgoß sie den Leuchtturm, ihren stolzen Vertreter bei Nacht, die alte, graue Mauer, mit weichem Licht; freundlich lächelnd sah sie auf das Entenpaar, das dicht nebeneinander, in stozzer Haltung, mit zurückgebogenem Hals über den Wogenkamm glitt. — Die deine Meere nicht sahen, Heimat, kennen dich nicht. Sie kennen deine Größe nicht. Wer durch deine Wälder und Heide wandert und in deine Seen blickt, liegt an deiner Brust; er sieht deiner Augen Leuchten, deines Leibes Pracht, dein Atmen. Aber da draußen auf den Wellen, vom frischen Wind umweht, da sah ich dich ganz, von den weißen Füßen bis zum dunkeln Scheitel, in deinem schweren Mantel von schillernden, rieselnden, rauschenden Wellen, mit den weißen Borden der Brandung. Da war es, wo du sagtest: Singe ein Lied von mir! . . .

Wer dein Lied singen könnte, du schönes, stolzes Heimatland, und dessen, der über dir wachte!

Anderer Beispiele erübrigen sich, da jeder, der Romane, Novellen und Skizzen mit Verständnis liest, sich leicht überzeugen kann, in wie weit der Verfasser es verstanden hat, in Naturschilderungen seinen künstlerischen Sinn zu betätigen.⁴⁷⁾

⁴⁷⁾ Weitere Beispiele findet man in verschiedenen Einzeluntersuchungen. So behandelt Dr. Lothar Böhme: Die Landschaft in den Werken Hölderlins und Jean Pauls. Leipzig, A. Deichert, 1908. — Über die Naturschilderung bei Stifter findet man Näheres bei Ernst Bertram: Studien zu Adalbert Stifters Novellentechnik. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus 1907. S. 77—109. — Über Milieu und Landschaft bei Wilhelm Raabe, vgl. Hermann Junge, a. a. O., S. 38.